



minifanal.de

Der zeithistorische Roman **Inseljahre** ist die Geschichte des Lübecker Historikers Hans Benthien, der 1942 als Ortskommandant auf die westfriesische Nordseeinsel Terschelling in den besetzten Niederlanden kommt. Der konservative Hitler-Gegner, ein randständiger Mitverschworener des Offizierswiderstands gegen Hitler, verliebt sich dort in Willemijn Heemstra, die Tochter des reformierten Ortspastors. Willemijn ist Lehrerin, Sozialistin und mit ihrem Vater führend im Terschellinger Widerstand gegen die Besatzer. Mit dem fortschreitenden Kriegsverlauf wird die Lage auf der Insel komplizierter. Hans versucht, die Aktionen des dortigen Widerstands vom Festland abzuschirmen, wofür er über Pastor Heemstra und Willemijn mit den Widerständlern in Kontakt treten muss.

Der 20. Juli 1944 hat vor Ort einen ganz anderen Verlauf als auf dem Festland. Bis zur späten Befreiung der Insel durch die Engländer im Juni 1945 verstricken sich alle Handelnden in Hoffnungen, Schuld und Widersprüche.



Rolf-Ulrich Kunze, geb. 1968 in Osnabrück, ist Prof. für neuere und neueste Geschichte am Karlsruher Institut für Technologie (KIT). Jenseits der fact/fiction-Demarkationslinie veröffentlichte er Satiren für den Hörfunk, die Frankfurter Rundschau und den EULENSPIEGEL. Nach seinem 2016 erschienenen Roman *Cambdon, Maine* liegt nun der erste Teil einer Romanfolge über den fiktiven deutschen Historiker Hans Benthien (Jahrgang 1910) vor.

Rolf-Ulrich Kunze

Inseljahre

Roman

minifanal.de

ISBN 978-3-95421-122-7

1. Auflage 2017

Verlag: minifanal

www.minifanal.de

Herausgeber:

© Dirk Friedrich

Dorfstr. 57a, 53125 Bonn

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: minifanal

Titelbilder:

Terschelling. Historisch archief van periode 1900-1960.

(Quelle: <https://beeldbank.rws.nl>, Rijkswaterstaat)

und

Strand von Terschelling

	1942:	
Nordwest, 5 bis 6, böig		9
	1943:	
West, 6, Böen 7		34
	1944:	
Nordweststurm um 10, Orkanböen		118
	1945:	
Seenebellagen		233

Alles war an seinem Platz, aber alles sah anders aus jeden Tag, unter verändertem Licht, unter verändertem Himmel, mit wie vielen Überraschungen konnte allein die Nordsee aufwarten, die bei der Hinfahrt noch breit, fast verschlafen den Strand leckte, auf der Rückfahrt dann taumelige Wellen aus grünblauer Tinte gegen die Bühnen schleuderte. Oder die Höfe: einmal bescheiden und wie verdammt unter langen Regenschleiern, verloren unter Grau: dann, wenn milchiges Weiß auf sie fiel oder wenn die Wiesen vor und hinter ihnen aufleuchteten, behäbig und selbstbewusst mit mittäglichem Schornsteinrauch. Oder der Wind: einmal piff er durch die Speichen und war vergnügt und wollte sich totlachen, wenn man ins Schleudern kam, dann warf er einem wütend den Regenumhang ins Gesicht oder ließ den Umhang flattern oder schlagen oder schubste einen vom Deich. Wie oft alles wechselt hier, täglich, stündlich, wie oft man sich etwas denken kann über die Unterschiede, man kann sich auch erregen über die Unterschiede, wenn man nur will.

Siegfried Lenz, Deutschstunde

1942: **Nordwest, 5 bis 6, böig**

Freitag, 2. Oktober 1942

Eine hellblaue, morgenklare Himmelsleinwand, von leichtem West nach und nach belebt. Den Alten Meistern in ihren düsteren, schweren Rahmen im Rijksmuseum und wo sie auch hingen, sollte wohl gezeigt werden, was für Anfänger sie gewesen sind. Und den nervösen Photographen dieses Jahrhunderts, wie klein und tot der von ihnen ergatterte Ausschnitt selbst dann bleibt, wenn das Bild für eine kurze Zeit bewegt ist.

Langsam schaufelte der Wind über der stahlblauen, ruhigen See Cumuli heran. Verschob sie in- und übereinander. Weil sie das ärgerte, verfärbten sie sich blechfarben an ihren unteren Rändern. Allerdings nur über dem Wasser. Die Morgensonne ließ die über dem Watt und Festland stehenden Stapel wattig-weiß leuchten. Zwischen einigen der Wolkenfelder über der See weißliche Nebelzonen, die nach Osten federartig ausfransten. Sie reflektierten das helle Sonnenlicht stärker als das Blassblau des Hintergrunds, das nun als Kuppel über dem Panoramageschehen stand.

Wolkenluchten. Unübersetzbar. Wolkenhimmel im Plural.

Die Lichtstimmung ständig im Fluss. Ableger der Wolkentürme schoben sich vor die Sonne. Nun waren die Schatten auf der Wattseite präziser als auf der Seeseite. Bis das Licht wieder angeschaltet wurde. Riesige, tiefblaue Finger bohrten sich von unten nach oben durch alle schon vorhandenen Schichtungen von Weiß, Grau und Blau. Man konnte zusehen, wie sie oberhalb der Wolkendecke pilz- oder blumenkohlförmige Köpfe bekamen. Kleine Geschwister der nordamerikanischen Tornados, aufgebaut durch den Gegensatz von Luftkühle und relativer Seewasserwärme. War der Wind stark genug, blies er diese geballten Fäuste auseinander. Dann fiel der blaue Stamm in sich zusammen und brachte es bestenfalls noch zu einem heftigen Schauer. Wenn nicht, begann es unter dem Wolkendeckel zu grollen. Blitzdurchzuckte, asymmetrische Fahnen schwarzblauen Wolkenbruchs

rückten heran. Donner rollte an den Wolkenwänden entlang. Das konnte an mehreren Orten gleichzeitig geschehen. Während am anderen Ende des Panoramas das Kuppelblau unbeeindruckt regierte.

In excelsis.

Jetzt, im Frühherbst, konnte die Sonne tagsüber an warmen Tagen das flache Wasser der Flut im Watt noch aufheizen. Wenn der Temperaturgegensatz sich nicht durch ein Gewitter ausgleichen ließ, weil Windkühlung oder Kaltwasserströmungen das verzögerten, entstanden hier und da kleine Windhosen, die als blaue Wirbel über das Wasser tanzten und dort Schaum schlugen.

Derwische des Wärmetauschs.

Oder es wurde eben doch ein richtiges Seegewitter. Braunviolette Wolkenwucherungen mit schwefelgelben Einlagerungen. Horizontalblitze rot. Kurz darauf antwortete das Trommelfeuer des Regens, dessen Einschläge die Oberfläche des Strands umgruben. Rinnsale bildeten sich an den Dünenabhängen. Verbanden sich zu einem Sturzbach. Nach Minuten lagen die Wurzeln von Dünengras frei, die Jahre zum Wachsen gebraucht hatten. In einer halben Stunde mehr Sand weggespült als der Westwind in einem Monat aufhäufen konnte. Dann riss der Himmel auf und das tiefe Blau breitete sich wieder aus, nicht mehr ganz so strahlend wie am Morgen.

Der Wind nahm an Fahrt zu und schob die Wolkenstapel über den Horizont. Nur noch einige dünne Cirrus hielten stand. In der Mittagshitze war der Südhimmel tief dunkelblau. Und im Westen tauchten ab dem mittleren Nachmittag die ersten Cumulusversuche auf, die am frühen Abend Gewitterkraft erreichen würden.

Malen und ablichten konnte man das nicht. Vielleicht erzählen. Aber die Zeit war nicht danach.

Sein Gewissen meldete sich, wenn er zu lange auf den Dünen gestanden hatte. Jenes wohltrainierte protestantische Es.

Wolkendeuten. Um nicht an anderes zu denken. Die Größe der Zeit und was er davon hielt. Nämlich so wenig, dass das Wetter ihm wichtiger war. Wetter überhaupt: Tagebucheinträge ohne gehören verboten.

Wer war denn nun er, dies Unmaßgebliche zu empfinden? Was berechtigte ihn dazu? Und zum besonderen Interesse am Wetter? Er trug dieselbe wetterfeste Uniform wie Millionen andere. War Teil eines historischen Kampfs, wie die Wochenschau immer wieder betonte. Wenn er zu einem abweichenden Urteil kam, wieso glaubten dann die meisten anderen auf die eine oder andere Weise daran? Vielleicht hatten sie ja recht, und nur er war nicht dafür gemacht, die Größe der Zeit und der Aufgabe zu verstehen. Die Geschichte selbst stand doch auf der Seite Hitlers. Innerhalb von drei Jahren Krieg hatte der unglaubliche Erfolge erzielt, die selbst den größten Zweifler sprachlos machten. Frankreich besetzt, Paris erobert, halb Europa überannt, '14/18 nachträglich mehr als gewonnen. Was war dann der Maßstab der Kritik? Welche Moral galt, wenn nicht die des Erfolgs?

Siech Heil! Hätte man in Lübeck von Haus aus gesagt, wenn es nicht so verdächtig klingen würde. Also sagte man Siek Heil! Irgendwie süddeutsch und gegen die Gewohnheit. Heilittler! ging schon besser. Obwohl der Mann ja meistens Hättler genannt wurde. Där Föhrer.

Alexanderzüge, die Feldzüge Käsars, die Kreuzzüge, Napoljon.

Was war denn da die Moral? Und der Hinweis, dass die historisch großen Unternehmungen am Ende meistens schiefgehen, hatte mit Moral wenig zu tun. Sondern mit Verlieren statt Gewinnen. Es ließ sich nicht gerade behaupten, ihr Scheitern sei eine Folge ihrer Verwerflichkeit gewesen. Die Art der Begründung? Ruhm für den Feldherrn? Schutz des Heiligen Grabes? Macht und Größe der Nation? In ihrer Zeit nicht weniger nachvollziehbar als das, was Hitler wollte. Aber was wollte er eigentlich? Selbst, wenn es im Moment so aussah, gab es manches, was ihn von Alexander, Käsar und Napoljon unterschied.

Das Toben und das Geifern. Die Pöbelvisage.

Aber vielleicht hatten Alexander, Käsar und Napoljon auch getobt und gegefirt, und wir wussten es bloß nicht.

Alexanderzüge, die Feldzüge Käsars, die Kreuzzüge, Napoljon. Hitler.

Oder vielmehr: Friedrich der Große, Bismarck, Hitler.

Und die Mittel? Die Mittel zur Durchsetzung der historischen Aufgabe? Aber hat man jemals hinterher die Verlierer gefragt? Geschichte ist Siegesgeschichte. Wie auch anders? Nach 1815. Nach 1871. Nach 1918.

Nach '33. Wern Sumpf trockenlejen will, darf die Frösche nich' fraren.

Und dieser Krieg schien ja nicht verloren zu gehen.

Aber England? Aber Russland? Napoljon 1812? Hatte keine Panzer.

Kleinkariertes Verlierergenöle. St. Georg (W.F. Hegel) lehrte es doch schon: Auf die Großen kommt es an. Weltgeistvollstrecker. Der einzelne, jenes sogenannte Individuum, wird verbraucht. Hear, hear! (applause on the left).

Alles was ist, ist vernünftig. (applause on the right).

Der moderne, technische Industriestaat neigte zur Diktatur. Na und? Fragte der Flugzeugmotor oder der Schiffsdiesel nach der politischen Ordnung? Der Panzer erst recht nicht. Oder war es nicht eher so, dass Bedenkenträger wie er mit ihrem kleinmütigen Gebarme, ob es nun um Recht, Anstand oder Gewissen ging, viel zu wenig in der Perspektive von Flugzeugmotoren und Schiffsdieseln dachten, und damit vorgestrig? Ahmtland (Gottgott!) statt technischer Moderne. Christliche Werte am Ende (mitleidsbesoffen wie die Hl. Elisabeth). Hitler und sein Krieg waren modern. Die Kritik an ihm war es nicht. Hitler hatte die Zustimmung der meisten. Seine Kritiker trauten nicht einmal sich selbst. Hitler hatte Glück und Erfolg, sie hatten Pech und Gewissensbisse.

Effizienz! Wirkungsgrad! Rechenschieber! OKW!

Hinwiederum: Englands viele Flugzeuge? Immer 'n paar PS mehr als Heinkel & Co.

England hatte er nicht besiegt, der Größte Feldherr Aller Zeiten, und in Russland ging's nicht voran. Scheiß Winter. Scheiß Schlamm.

Und wem nutzte die Schadenfreude?

Himmler. Dem Arschgesicht und Hühnerzüchter.

Vielleicht war er nur neidisch auf das gute Gewissen der anderen. Vielleicht war er einfach nur feige.

Wer warer denn?

Irgendwer zwischen Waverley und seinem Vornamensvetter Castorp.

Oberst Privatdozent Dr. phil. habil. Hans Benthien, habilitiert für mittlere und neuere Geschichte an der Albertus-Universität Königsberg. Geboren am 9. März '10 zu Lübeck als jüngster Sohn des Konrektors, jetzt i.R., des Katharineums Dr. phil. Friedrich-Wilhelm Benthien, der, was die Bartracht und die Neigung zum melancholischen Blick betraf, seit etwa 1900 ziemlich genau so aussah wie Napoljon III. Deshalb war er auch für nur schwach zeichenbegabte Schüler leicht zu karikieren. Der charakteristische Knebelbart fand sich auf allen Latrinen des Ehrwürdigen Altsprachlichen Gymnasiums. Was wohl auch mit Friedrich-Wilhelms Fächern zusammenhing: Latrinisch und Griechisch. 1872 war Friedrich-Wilhelm als Sohn einer Pastoren- und Lateinlehrerdynastie in Lübeck geboren worden. Alles Pastoren und Pauker. Kein einziger Koofmich! Sein ältester Sohn Karl, Jahrgang 08, Staatsanwalt in Kiel, der mittlere, Heinrich, Jahrgang 09, Oberstudienrat für Deutsch und Englisch, leider nicht nach väterlichem Vorbild für alte Sprachen. Außerdem noch in Bremen, wo man ein merkwürdiges, müllernes Platt sprach. Ausgebombt auch. Dem väterlichen Musketierbartvorbild keiner der Benthienöhne nachgefolgt. Alle bartlos.

Der Bart ab im 20. Jahrhundert. Und was dieser katholische Österreicher da truhch, das war ja kein Baht, sondern 'ne kleinstbürgerlich-proletarische Spießberpeinlichkeit. Hausmeister sahen so aus.

Also: Lehrersohn. Aufgewachsen in der Fährstraße im nördlichen Lübecker Stadtteil St. Gertrud, gleich vor dem Burchtor, oberhalb des Hafens. Der schwere englische Luftangriff vom Palmsonntag '42 hatte hier alles stehen-lassen. Bis jetzt. Nur die Altstadt auf der Traveinsel rasiert. Mit Gymnasiallehrerbezügen wohnte man eigentlich nicht hier, nahe an Burgfeld und Jerusalemberch, hinter hohen Gründerzeitfassaden. Das ermöglichte altes, wohlriechendes Jahrgangs-Geld aus der Familie seiner Mutter Hedwig Benthien, geborene Bredenkamp, Anno 1882, Tochter eines steinreichen Notars. Katastrophensicheres, gut gemischtes Immobilien- und Anlagevermögen, dem weder die wirtschaftlichen noch die politischen Stürme etwas

anhaben konnten. Seine Mutter als Kind noch im Haus des Königlich-Niederländischen Konsuls und Senators Henry Mann ein- und ausgegangen. Und hätte jemanden heiraten können, der wirtschaftlich wahrlich besser dastand, als dass bei 'nem damaligen Oberstudienrat der Fall war. Aber so gesellte sich die humanistische Bildung zum Zählbaren. Und, wie die reichen Onkels immer lästerten: Das ganze gute Geld, nechwehr, für Bücher verplempert.

O Buch, du dummes Ding. Bringst kein' Mehrwert beim' Verkauf. Und brennst so fein, wenn die Royal Air Force mit dem Aufräumen beginnt.

Seine Mutter Hedwich: hatte auch Abitur. Und keine Lesering-, sondern 'ne Goldschnittbildung. Bei den neureichen Bredenkamps durften die Frauen lesen und Klavierspielen. Wenn's auch eher um Klavier spielen ging. Sie sah allerdings aus wie 'ne Bauerndeern aus Nordfriesland: rotblond, sommersprossich, dickarmich, starkwadich, ob mit Achtzehn, Achtunddreißig oder Achtundfünfzig. Auch wenn das Körperbild zunehmend konischer und beim Rotblond nachgeholfen wurde. Sie hatte einen kleinen Sprachfehler, der an Lispeln erinnerte, aber es nicht war:

Ach, Machda, nähmen Sie diss einmal wess?

Ihren eigenen Namen sprach sie Hedwiss aus und die alt-edlere der Alten Sprachen Griessich. Weswegen der kleine Hans immer geglaubt hatte, die habe mit Gries was zu tun.

Die Kindheit und Jugend in Konjugationen und Deklinationen gegliedert. Durch die Konjugation, das ist die Verbindung von Stamm und Endungen, werden, wie auch im Deutschen, bestimmt: (1) die Person, (2) die Zahl, (3) die drei Modi, (4) die sechs Tempora, (5) die zwei Genera verbi. Nach dem Auslaut des Präsensstammes zu unterscheiden sind vier Konjugationen. Deklinationen: die a-Deklination (1. Deklination), die o-Deklination (2. Deklination), die e-Deklination (5. Deklination), die u-Deklination (u-Deklination), die 3. Deklination, in welcher nebeneinander konsonantische und vokalische (i-)Stämme. Man kenne und fürchte die Mischdeklination. Mindestens so sehr wie die Geschlechtsregeln der 3. Deklination und deren Besonderheiten. Sonst passiert schnell ein kleiner Unfall.

Auf den Straßen und im Rathaus mit seinen gotischen Türmen und Glasurziegeln herrschte die darob noch immer verwunderte Sotzjaldemokratie, beim deutschnationalen Oberstudienrat Dr. Benthien, konservativ bis ins Suppenmark, aber deswegen doch kein Nazi, ging es angesichts dieser politischen Rot-Schweinerie um so mehr um a, ab, e, ex und de, cum und sine, pro und prae. Die immer mit dem Applativ stehen. Und um Geruntjum/Gerundiwum. Denn der PöbelPlebs braucht kein Latein zu können. Auch wenner regiert. Am Ende wollen die Arbeiterblagen noch Apitur machen und studieren. Den Düwel ook, c'est la question. Soweit käms noch.

Hans lockerte das Regiment der klassischen Studien durch Karl May und Hans Dominik auf. Abitur am Katharineum '28. Da ihm die Mathematik keine Probleme bereitet hatte, gab es flüchtig den aus der Techniklektüre abgeleiteten Gedanken eines ingenieurwissenschaftlichen Studiums. Aber das nu wirklich nich. Mein Gott, was war'n das auch für Orte, an denen die Stätten Technischer Notdurft errichtet waren? Braunschweich. Achönn/Rhld. Dammstadt. Oder sogar Carlsruhe in Baden. Studierbar waren nur Erzwissenschaften und Bildungsfächer, keine Schraubereien. Ingenieure? Viel zu zahlreich und größenwahnsinnich gewordene Handwerker mit Rechenstab. Ja eign'tlich doch bloß Bonapartes Straßenbauer an der École Polytechnique. Schraubschaften. Die Sotzen setzten auf se. Klar: Das ging mit Realgymnasium und ohne die Alten Sprachen. Die durften in Preußen ja überhaupt erst seit 1899 einen Doktorgrad erwerben, und der war nicht einmal lateinisch. Doktor-Ing. Wie das schon klang. Sein Vater sprach es immer französisch aus, da hörte es sich wenigstens nach was an: *ingénieur*. Pöbel mit Diplom. Schlimm.

Wenn sein Vater gut gelaunt war, bei abendlichem Zigarrum und Rotspan, konjugierte er gern lateinische Vokabeln auf platt:

expectare: töven, expecto: ik töv.

Eign'tlich alles eher acerbissimus/gravissimus/molestissimus/difficilis.

Fünzig Vokalen fehlerfrei mit allen Nebenbedeutungen ihm 1,- Reichsmark wert.

Schließlich des Schwiegervaters und nicht sein Geld.

Als Student in Kiel hatte Friedrich-Wilhelm Johannes Bugenhagens auf niederdeutsch geschriebene Lübecker Kirchenordnung von 1531 ins Lateinische übersetzt.

Ein strenger Vater war Friedrich-Wilhelm, wenn es um sprachliche Dinge ging. Ansonsten schon deshalb nicht, weil er sich gar nicht vorstellen konnte, dass seine Söhne sich an buchfernen Allostria jenseits eines altersgemäßen Minimums beteiligten. Der Mensch soll lesend/schreibend seine Zeit verbringen. Da rutschte schon eher einmal seiner Mutter Hedwich die Hand aus. Wisstuwoll!

So ging das dreizehn lange Jahre lang. Gute Jahre.

Bei seinem Abitur am Katharineum war bei der Verabschiedung ein peinlicher Moment entstanden. Eign'tlich hätte nu das Lied der Deutschen gesungen werden müssen, das dieser inzwischen am Blinddarm verstorbene Sotzen-Präsident Ebert halbherzig zur Nationalhymne erklärt hatte. Aber den Karnevalsgesang der schalen Republik selber singen? Impossibility. Hier und da brummte es aus zweiter Reihe schon halblaut Heil Dir im Siegerkranz. Obwohl der Kaiserliche Willy ja inzwischen nur noch in Doorn ganze Wälder abhackte und nach seinem armen, armen Deutschland fragte. Da trat einer der jüngeren Studienräte vor, Deutsch/Französisch, Katholik, von außerhalb, wie alle wussten. Klein, fett (schwul?) und mit dickrandiger Brille, begann er spröde, laut und falsch vorzusingen. Weder die martialische erste, noch die bukolische zweite Strophe waren irgn'dwie seins:

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler Tat begeistern
Unser ganzes Leben lang –
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Aber er sang tapfer und allein bis zum Schluss. Bis zu dem komischen Reim Unterpfund/Vaterland. Auf Treue reimt sich nichts, man kann's nur wiederholen.

Hans nahm ein Studium der Geschichte und der Staatswissenschaften an der Universität Albertina zu Königsberg zum Wintersemester '28/29 auf. Aufgrund seiner guten Noten in Verbindung mit einer gewissen Rücksicht auf den Namen Benthien hatte ihn sein Gymnasium für ein Stipendium der '25 neu gegründeten Studienstiftung des Deutschen Volkes vorgeschlagen. Nicht um Geldes wegen. Daran gebrach's nicht. Die Verpflichtung, seine Studien gleich in den Dienst des nahezu Allerhöchsten, des deutschen Volkes zu stellen, bedrückte ihn etwas. Also schrieb er am Ende jedes Semesters einen Rechenschaftsbericht in Form eines Besinnungsaufsatzes mit dem Thema Warum und worin mein Studium im abgelaufenen Semester dem deutschen Volke zu Nutz und Frommen war.

Aber der Mensch will ja auch gern was Gutes tun. Und im Programm der Studienstiftung stand immer wieder was von Gemeinwohlverpflichtung. Also unterrichtete Hans in den Semesterferien '30 bis '33 immer für zwei Herbstmonate als Hilfslehrer an einer Lübecker Volksschule in einem Arbeiterviertel. Den Geruch konnte er nicht vergessen. Seine Semesterberichte wurden vom Leiter der Studienstiftung, Wolfgang Paeckelmann, persönlich belobicht und wohl abschriftlich auch einmal den Reichstägern in Berlin geschickt, die immer wieder brav die Mittel bewilligten. Den Sozzen, Katholen und Linkslibertären. Bei so tüchtigen jungen Menschen käm ihr vertreuhändertes Steuergeld an. Fein, das. Doch nich' alles schlecht in'ner Dämmokratie. Nur roch sie halt so nach verdünnter Milch.

Hans' Vater hatte die Studienortwahl als Ausdruck von Verbundenheit mit dem gebeutelten deutschen Osten sehr begrüßt. Du, gut, Junge! Außerdem konnte man in Königsberg günstiger unterkommen als in'n alten Studentenstädten im Reich, am Ende sogar noch in Süddeutschland: Marburch, Heidelberch. Aber das stand gar nicht zur Debatte. Außerdem sprach man da doch auch gar kein muttersprachliches Neuhochdeutsch. Für Hans war die Entscheidung viel einfacher gewesen. Er wollte nur dort studieren, wo weit von zuhause wech, und wo sich's annem schönen Strande des Reiches

liegend gut las. Da is' die Auswahl weniger der deutschen Küsten als der Gelehrsamkeitsschulen an denselben doch begrenzt. '33 grundständige Promotion zum Dr. phil. mit einer Arbeit über den WANDEL DES VOLKSBEGRIFFS IN DER NIEDERLÄNDISCHEN GESCHICHTE DES 17. JAHRHUNDERTS bei dem jungen, konservativen Neuzeithistoriker Hans Rothfels, der wenige Monate später seinen Lehrstuhl verlor und '38 in die USA ging. Der Weltkriegsoffizier Rothfels war Halbjude.

Der Antisemitismus, sagte sein Vater immer, war der einzige richtige Fehler der Nazis.

Das Sommerlicht hart in Königsberg. So hart wie das R. In den blauen Schatten auf dem Haff wohnte immer schon der Herbst. Das hätte sich Hans mal von Timmendorf gewünscht: zwanzich Kilometer Strand ohne 'ne Menschenseele.

Direkt nach der Promotion wurde Hans Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte, einer Außenstelle des Preußischen Geheimen Staatsarchivs unter der Leitung des zwei Jahre älteren Historikers Theodor Schieder. Die Dienststelle gab Auskünfte an die Reichsbehörden in allen politisch-historischen Ostbelangen. Hans und Schieder konnten sich nicht leiden. Dabei ging's allerdings weniger drum, dass Schieder sich den neuen Verhältnissen anboterte und die Nähe zur Partei suchte, sondern um dessen Personität. Ehrgeizich und aalglatt. Fachwissenschaft für ihn kein Selbstzweck. Er schrieb Memoranden für alle möglichen Parteistellen und war freiwillig für das NS-Hauptschulungsamt Königsberg tehtich. Ab '39 historischer Ratgeber für Umvolkungsfragen im besetzten Polen. Ein Vollblut-Volkstumshistoriker. Reinrassich. Wozu sich mit Geschichte beschäftigen, wenn man daraus keinen wünschenswerten Schlüsse für die Zokonft des Volkes zohch? Geschichte dafür 'n schickes Werkzeug, mehr nich.

Alles andre doch Kleinmehdchenhumanismus.

Hans ging in die Reiter-SS. Mit Blick auf seine geplante Habilitation in Geschichte von den Übeln ein kleineres, wenn er schon nicht gleich in die Partei eintrat, was viele Studienstiftler taten. Aus ästhetischen Gründen unmög-

lich. DieFah_Nehoch_DieRai_hnfastgeschlo_ssen. NeeNee. Außerdem schien ihm die Reiter-SS annehmbar, von der albernen schwarzen Uniform ma abgesehen. Ein nicht ganz kleiner Anteil des preußischen Adels bekundete hier on horseback das Maß an Verbundenheit mit Föhner und Reich, um ansonsten seine Ruhe zu haben. Geritten wären sie auch ohne den Popelbremsenträger. Und was die sonst so von Hitlers Herrschaft dachten, sprachen sie auch aus, wenn sie unter sich waren: Pöbeldiktatur unter windigen Gestalten. Häss, Reichsjägermeister Giröng, Gobilés. Dass Freund Hindenburg das nicht verhindert hatte. Wohl schon zu senil für sein Amt.

Der Vater hatte die nationale Revolution zunächst gewählt und begrüßt. Irgn'dwann muss ja mal Schluss sein mit dem ewigen Hin und Her. Nich' zum Aushalten das Parteigezerre. Willem war beschränkt, aber stabil. Ordnung muss sein. Regiert wird nich' im Reichstach. Und erst recht nicht im Sotzen-Ortsverein. Nur dass die Braunen ja erst recht Proleten sind. Von seinen Beamten-Söhnen aus Kiel und Bremen kam seit '35 Empörliches, ja Schandbares über die gegen Bürgertum und Kirche gerichteten Maßnahmen der regierenden Nazis, die sich vor allem in einem Punkt von den biedereren Sotzen der Systemzeit unterschieden: Sie teilten nicht deren kindlichen Respekt vor Bildung und Recht. Die schissen drauf. Immer öfter stand Dr. Friedrich-Wilhelm Benthien an einem seiner schönen Fenster mit Ausblick und murmelte. Sauerei! Eine rie-sen-gro-ße Sauerei das Ganze!

Im Sommer '38 nahm die Fakultät Hans' Habilitationsschrift für Mittlere und Neuere Geschichte an. Das Reichswissenschaftsministerium hatte ebenso wenig Bedenken wie der NS-Dozentenbund gegen die Verleihung der Venia legendi et docendi: Keinerlei Spuren von Nichtarischen und Katholiken in den Familien Benthien und Bredenkamp seit dem 18. Jahrhundert nachweisbar. Hans' Habilitationsschrift eine politische Geschichte der Niederlande von 1795 bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Argumente für einen Anschluss der niederländischsprachigen Gebiete an Großdeutschland gab's da nicht im Schaufenster. Dass Hans es geschafft hatte, vor ihm habilitiert zu werden, nahm Schieder ihm persönlich übel. Wadenbeißer. Und dann mit einer Arbeit über das bürgerliche und parlamentarische

19. Jahrhundert. Wenn Hans wenigstens über Polderlandgeschichte geschrieben hätte: Volk und neuer Raum! Das wäre was.

Mit freiem Volk auf freiem Grund, und so weiter. Nur lag der eign'lich interessante Raum im Osten, nicht im Nordwesten. Der war nicht so Schieders Fall. Das hatte er mit dem Föhler gemeinsam.

Im Spätherbst '38 wurde Hans zur Wehrmacht einberufen. Aber da war er wieder umgeben von alten preußischen Familiennamen, die er schon aus der Reiter-SS kannte. Merkwürdich: wenn man einmal in deren Nähe war, bestand die Welt aus lauter von -ows. Im September '39, Mobilmachung!, überfuhr ihn auf dem Königsberger Kasernenhof ein begeistert zurücksetzender Opel-Blitz-LKW, so dass er genauso wenig zur Seite springen konnte wie das ewig provozierende Polen von der Landkarte: komplizierter Bruch an beiden Oberschenkeln, mehrere Operationen. Langfristig schmerzhaft. Nicht mehr frontverwendungsfähig. Ob er wieder richtig laufen können würde, lange offen. Aber Polen ja auch so weggeblitzt.

Das war dann der Krieg für Sie, Herr Privatdozent. Meinte der behandelnde Chirurg. Der hätte ihn korrekterweise mit Herr Oberleutnant anreden müssen, aber er hatte seine Gründe, das nicht zu tun. Der ahnte gemeinsame Kotzreflexe. Jetzt sind se bald Geschichts-Ordinarius.

Die Prognose stimmte nicht. Hans' Sturheit stand ihr im Weg. Er lernte vorübergehend dreibeinig zu gehen und blieb in der Kaserne, übernahm VerwaltungsOrga, nahm an Off'ziers- und Stabslehrgängen teil. Roch alles nach saurem Papier und Erbsensuppe. Im Februar '41 forderte ihn die Wehrmachtsverwaltung in den besetzten Niederlanden an und versah ihn mit den Schulterstücken eines Hauptmanns, Majors, sogar Oberstleutnants. Zunächst abkommandiert an den Standort Hilversum. 'ne idiotische Bürohengstexistenz in der Koordination mehrerer Stäbe, von denen der eine nicht wusste und wissen wollte, was der andere tat. Und das galt auch für die anderen, die hier mitredeten: die SS, Spährs Rüstungsministerium, Giröngs Luftwaffe. Die einen wollten viele Zwangsarbeiter ins Reich schicken, die anderen sie vor Ort in der rüstungsrelevanten Industrie einsetzen. Die einen schielten auf den guten Rassekern der Niederländer, die anderen

auf alles, was nicht niet- und nagelfest war und mitgenommen werden konnte. Da kam was zusammen. Der Arier stiehlt ja nicht. 'n fein organisiertes Durchn'ander. Ähnlich wie schon in seinen Semesterberichten für die Studienstiftung schrieb Hans lange Denkschriften an das Generalkommando. Tenor: schlechte Koordination, fehlende Verantwortung, mangelnde Sensibilität für die Aufgaben. Nicht zuletzt deshalb wurde der alles so ungewöhnlich ernst nehmende, politisch unbedenkliche Hauptmann im September '42 zum Oberst ernannt. Außerdem zum Nachfolger des Ortskommandanten Einhard von Klastow, West auf Terschelling. Ein sonderbarer Posten. Es gab eine riesige Funkstation zum Abhören Englands und tausend Mann Besatzungstruppe auf der Insel. Außerdem die zahlreichen Marineeinrichtungen, mit denen Hans allerdings nichts zu tun hatte. Genau genommen konnte man die Frage stellen, wofür er eigentlich überhaupt da war. Klastow wusste es.

Terschelling. Westfriesische Insel. Teil der Atlantikfestung. Besetzt seit dem 16. Mai '40. Ein Hörorgan zur Verteidigung von Europa. Westbatterie bei West/Terschelling: Seegeschütz, Flakstellung, Radioabhörstation, Radarturm. Gewaltige Bunkeranlagen am gesamten Strand. Sperrgebiet. Tigerstellung: Flak, Radiopeilstation, Fahrzeugwerkstatt, Offizierskasino, Mannschaftsquartiere. Die Radartürme registrieren in England aufsteigende Bomberverbände. Zur Mobilisierung unserer Abfangjäger. Margotstellung: Große Luftabwehrkanone, Radiopeilstation. Tief in den Dünen bei Formerrum weitere seeseitig nicht erkennbare Bunkersysteme. Ostbatterie: Flakstellung, Krankenbaracke, Sendemasten.

Dergleichen hätte Napoljon für seine Kontinentalsperre haben müssen. Bei ihm hatte's nich' funktioniert.

Wir aber mit Tiger- und Margotstellung! Wir hören die Engländer husten! Bei ons funktioniert alles! Tadellose Zusammenarbeit von Inschennjören und Truppe. Eindrucksvolle Ergebnisse in Stahlbeton. Saubere Plattenwege in den Dünen.

Die noch stehen werden, wenn alles vorbei ist. Erst mal den Krieg gewinnen. Erst mal Russland ausschalten.

Hat Napoljon auch gesagt. 1812.

1942. Moskau. Tiger. Margot.

Von Klastow kannte Hans aus Hilversum, hatte bei seinem preußischen Netzwerk Erkundigungen über ihn eingeholt und sich beim Oberbefehlshaber West der Wehrmacht, Generalfeldmarschall von Eckstedt, persönlich für ihn als OK eingesetzt. Klastow sammelte Außenposten für ein ganz anderes Netzwerk. Dass er mit Hans darüber offen sprechen konnte, war ihm bei Zigrattenrunden in Hilversum bald klar geworden, und seine Gewährsleute bestätigten es ihm. Eckstedt, ein nicht nur loyaler, sondern überzeugter Endsiech-Rundkopf, wusste das nicht. Er war seinem Führer treu ergeben. Krichte selbst vorm Radio glänzende Augen, wenn Der Führer Ahdolf Hitler spricht!

Adoof.

Klastow hatte Hans auf der Durchreise kurz vor seiner Abfahrt nach Berlin Ende September schnörkellos gefragt, ob er bereit wäre, daran mitzuwirken, Hitler zu stürzen und zu töten. Er gehörte zu einer Gruppe von Offizieren, denen schon vor dem September '39 klar gewesen war, dass Hitler weg musste. Klastows einziger Kommentar zu Hans' bedenkenloser Antwort war ein langer, hintergründig trauriger Blick:

Ein Nessoshemd, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Das ist es, wofür Sie sich so bereitwillig entschieden haben, wie ich erwarten musste. Jetzt tragen wir es beide. Sie helfen der Sache und mir dadurch, dass Sie auf die Insel gehen.

Klastow wollte selbst im Zentrum des Geschehens und der Entscheidungen sein, in Berlin. Der Handlungsdruck wuchs. Er hatte mehrere persönliche Berichte aus dem Osten bekommen. Der Inhalt so unglaublich, dass er ihn Hans noch selbst weitergab.

Sie gingen rauchend einen Betonplattenweg an einem Wassergraben mit Kopfweiden vor den endlosen Wiesen am anderen Ufer entlang. An einem strahlend klaren, wolkenlosen und windstillen Spätsommertag, an dem man gern am Strand gewesen wäre.

Flugzeuge summten weit entfernt. Möwen ließen sich in den Weiden nieder und stießen zu Beutegängen in das dunkle Wasser des Grabens, dessen Schilf sich nicht bewegte. Krähen saßen in den gigantischen Antennen des Radiosenders. Klastow musste sich überwinden und setzte mehrmals an, um zu sagen, was er Hans mit auf den Weg geben wollte:

In Ost-Polen, seit dem Sommer: Massenerschießungen von Juden durch Polizisten aus Hamburg. Es ging da nicht um Partisanensachen oder die Brechung von Widerstand. Systematisch polnische Juden aus dem Generalgouvernement zusammengeführt und sofort liquidiert. Zivilisten. Alte, Frauen, Kinder. Ganze Dörfer. Eine völlig neue Dimension von Krieg. Der Krieg der SS, aber durchgeführt mit Wissen der Wehrmachtstellen, ohne die sich eine Aktion von solchem Ausmaß weder verwaltungsmäßig noch organisatorisch durchführen ließ. Und keine Einzelfälle. Der Irrsinn hatte Methode. Es ging um ein ganzes Polizeibataillon aus Hamburg, das offensichtlich ausprobierte, wie viele Juden sich innerhalb kurzer Zeit erschießen lassen: immer noch zu wenige. Diese Schlächtereier war höchstpersönlicher Massenmord. Klastows Quellen direkt vor Ort. Hatten alles selbst gesehen. Wie das Gehirn auf die Uniform spritzt. Reden konnten sie erst nach 'ner halben Flasche Klarem. Normale Hamburger Polizisten, die bis vor kurzem noch nach Bombenangriffen die öffentliche Ordnung wiederhergestellt hatten. Standen nun in Reihe und erschossen als Alltagsarbeit nackte Juden, die nach vorn in einen Graben auf die bereits Erschossenen fielen. Und die einzigen Probleme, von denen die Rede war, hatten mit klemmenden Gewehren und der immer noch zu geringen Anzahl zu tun, die sich auf diese Weise beseitigen ließ. Wer's nicht konnte, wurde problem- und folgenlos ausgetauscht. Es konnten genug. Einer der Polizisten hatte die anderen beim Anlegen fotografiert.

Die Flugzeuge kamen näher, die Möwen flüchteten zuerst, dann die Krähen.

Das Gesamtbild unklar: Im Osten geschahen unglaubliche Dinge, die mit der Situation hier im entlegenen Nordwesten direkt zusammenhängen mussten. Die Erfassung der niederländischen Juden mit Hilfe der Behörden und auch der Bevölkerung, die Konzentration im Durchgangslager Wester-

bork, schließlich die Deportation in den Osten: Teile eines industriellen Prozesses, an dessen Ende solche Dinge wie der Einsatz dieser Hamburger Polizisten standen. Es gab dafür nicht einmal einen passenden Begriff. Das Ganze beispiellos in vielerlei Hinsicht. Selbst wenn nur die beschränkten Maßstäbe eines verantwortlichen Frontoffiziers zugrundelegte, war der Aufwand, der für diesen Irrsinn betrieben wurde, gleichbedeutend mit einer direkten Gefährdung aller militärischen Operationen im gesamten Ostraum. Wenn nicht mehr. Wie konnte man, wenn man es schon tat, einen Krieg dieser Art führen und dann hinter der Front so etwas in Gang setzen? Viel entscheidender aber: warum?

Zuerst kamen die Krähen zurück, dann die Möwen.

So viele Fragen.

Störte das niemanden? Was wussten die Oberbefehlshaber im Osten? Welche Meinung hatte das Netzwerk der Verschwörer dazu? Wenn solche Dinge möglich waren und man davon wusste, wie konnte man dann rechtfertigen, mit dem Anschlag auf Hitler noch einen Tag zu warten? Wenn die Alliierten das erfuhren, und davon war auszugehen, würden sie einen Krieg der Zivilisation gegen uns ausrufen und führen. Und das zu recht. Was musste am Tag X plus 1 geschehen, an dem Hitler tot ist? Würde es ausreichen, Hitler zu töten? Und Himmler? Und Göring?

Klastow ein kleiner, stämmiger Typ ohne Offiziersgehabe. Draufzu, nüchtern, wortkarg. Kein Mensch von Gefühlsausbrüchen. Aber ein jugenhaftes Lachen. Zigarette im Mundwinkel.

Kurz nachdem sie umgedreht waren, um den Plattenweg zur Kaserne zurückzugehen, fragte er Hans als Fachmann nach historischen Präzedenzfällen für Attentate, deren Folgen sich mit den Zielsetzungen der Täter deckten. Hans fiel nichts ein:

Das dachte ich mir.

Klastow steckte sich eine frische Zigarette an:

Und Sie, Benthien, Sie müssen danach Geschichtsprofessor werden und diese Geschichte weitertragen. Als Präzedenz. Wir werden es schaffen, weil es sein muss. Ich werde in Ihre Vorlesung kommen.

Um die Weiden fand ein lautstarker Luftkampf zwischen Möwen und Krähen statt. Die Krähen waren wendiger, die Möwen schneller. Schließlich stürzte eine der Krähen wie ein Stein in den Graben und klatschte mit ausgebreiteten Flügeln auf die Wasseroberfläche. Versank ohne weiteren Flügelschlag.

Deren Geschichte würde sich nur archäologisch erzählen lassen.

Einen Tag danach fuhr Hans nach Terschelling, um die Ortskommandantur zu übernehmen.

Alexanderzüge, die Feldzüge Käsars, die Kreuzzüge, Napoljon. Hitler.

Friedrich der Große, Bismarck, Hitler.

Hitler.

Sonntag, 4. Oktober 1942

Hans hatte noch nie so oft daran gedacht, dass er eine Dienstpistole besaß. Eine Walther PP, Kaliber .22.

Klastow hatte seine Leute, aber der war nun in Berlin und Teil von etwas, wovon erst recht niemand wusste, was daraus werden würde. Aus der Sache und ihren Beteiligten. Schon am ersten Sonntag auf der Insel ging Hans in die Kirche in West-Terschelling. Überwindungsvoll. Seine Leute in der Ortskommandantur hatten ihm abgeraten. Das könnte falsch verstanden werden. Von der Funkertruppe und den Bewohnern. Aber wenn se mein'. Schon als er von der Hauptstraße, die von dem Gelbstandstein-Leuchtturm Brandaris zum Hafen führte, Richtung Kirche abbog, spürte er körperlich die Ablehnung der anderen Kirchgänger, die denselben Weg hatten. Einige Familien drehten um, als sie sahen, dass ein Grün-Uniformierter auf die kleine grüne Doppeltür zuing. Andere, die eigentlich vor ihm liefen, richteten es ein, so zurückzubleiben, dass er an ihnen vorbeigehen musste. Er humpelte mehr als nötig war. Nur ein alter Mann im speckigen Schwalben-

schwanz mit Gesangbuch in der Hand wich ihm nicht aus. Als sie beide vor der grünen Tür standen, sah er Hans direkt ins Gesicht, während er ihm mit ausgestrecktem Greisenarm den Vortritt ließ:

Alstubelieft.

Hans setzte sich in die letzte Reihe neben die Tür. Sie blieb ebenso leer wie die Bank vor ihm. Nur einige Kinder musterten ihn, die von ihren Eltern sofort ermahnt wurden. Niedoen! Sonst passierte nichts. Scharren von Füßen, Knarren von Bänken, gelegentlich unterdrücktes Husten. Hans zwang sich, nicht auf die Uhr zu sehen. Dann stand der Pastor auf, der vorn links gesessen hatte, und kam durch den Mittelgang auf Hans zu. Mein Gott, musste das denn sein? Hatten die doch recht in der Kommandantur. Etwa sechzigjährig, hager, silberner Lockenkopf, kleine randlose Brille. Hans stand in der Bank auf.

Haben Sie eine Ankündigung zu machen, Herr?

(Sieht eigentlich ganz zivil aus.)

Wenn sie wenigstens nicht alle deutsch könnten. Wie redete man, Teufel auch, einen reformierten Geistlichen an? Dominee? Er reihte hektisch die Vokabeln aneinander.

Goede morgen, dominee. Nein, er wolle nur am Gottesdienst teilnehmen. Er sei zwar lutherisch, aber doch auch protestants. Protestant aus der Hansestadt Lübeck. Und er sei es gewohnt, sonntags eine Kirche aufzusuchen.

Der Lockenkopf sah ihn einen Moment länger scharf an als nötig und nickte. Dann trat er nach vorn vor seine Gemeinde und würdigte Hans keines weiteren Blicks. Die Liturgie fremd, die Predigt außerordentlich lang. Hans verstand nicht alles, aber so viel, dass es um Römer 13 ging:

Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.

Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.

Ironie? Hatte der da vorn eigentlich was anderes vorgehabt und sprach jetzt mit Hintersinn in seine Richtung über die Gehorsamkeit gegenüber der be-

waffneten und fremden Obrigkeit, die er vertrat? Die so mehr als offensichtlich nicht von Gott kam?

Seid niemand nichts schuldig, als dass ihr euch untereinander liebet; denn wer den andern liebt, der hat das Gesetz erfüllt. Denn was da gesagt ist: ‚Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis geben; dich soll nichts gelüsten, und so ein anderes Gebot mehr ist, das wird in diesem Wort zusammengefasst: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.‘ Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Und die Grenze der gebotenen Nächstenliebe? Der Lockige ging länger auf den Begriff des Gesetzes und der guten Obrigkeit ein. Wenn letztere ersteres brach, dann bekam die Forderung der Nächstenliebe nämlich eine andere Wendung. Wobei er offenließ, was das bedeutete. Die andere Seite des Untertan-Seins, die darauf pocht, dass auch jede Obrigkeit Gott unterworfen sein muss und nicht mehr Obrigkeit sein kann, wenn sie es nicht ist:

Widerstand.

Sonntag, 15. November 1942

Dominee Jan Willem Heemstra musste kein erfahrener Seelsorger sein, um zu merken, dass Hans etwas von ihm wollte und nicht wusste, wie er das machen soll. Jeden Sonntag kam er in seinen Gottesdienst. Die Fremdheit um ihn herum blieb. Weiterhin hatte er eine Bank für sich allein. Mitte November sprach Heemstra Hans an. Abtastend, sehr vorsichtig. Allerdings gleich auf niederländisch, nicht mehr auf deutsch. Er fragte nach seinen Eltern. Wo die denn jetzt in die Kirche gingen:

Die Kirchen in Lübeck, die seien doch alle kaputt.

Kaputt statt zerstört, dachte Hans. Kapot, inderdaad. Die tückische Ähnlichkeit vieler Wörter im Deutschen und im Niederländischen, die dann etwas ganz oder zumindest leicht anderes bedeuten: fouten vrienden in den Vokabeln. Dabei traf kaputt die Sache eigentlich besser. Zerstört gab allem

eine Würde und einen Sinn, den's nicht hatte. Merkwürdig: Er würde nie mehr in der dunklen Kühle des hohen Kirchenschiffs der Marienkirche sitzen. Und das Mengstraßenhaus gegenüber: ausgebrannt. Da gab's nichts zu verstehen. Es war folgerichtig, und trotzdem unbegreiflich.

Ja, kaputt.

Ausgerechnet über die Josephsgeschichte hatte Heemstra an diesem Tag gepredigt, und über Prädestination. Es hatte etwas eigenartig Kontrafaktisches, Provozierendes, in dieser Zeit so an der göttlichen Vorherbestimmtheit der Welt und der Dinge festzuhalten, an Gottes Eingreifen in die Geschichte, am Glauben an die Auserwähltheit einiger. Hans' normallutherisch geprägter Vorstellungswelt von sola fide, sola gratia lief das zuwider. Schränkte die calvinistische Prädestinationslehre nicht die Gnade Gottes ein? Lieferte bequeme Argumente, wenn man auf der Sonnenseite steht, und vernichtende für alle im Schatten? With the blues on parade?

Sie sollten bedenken, Herr Oberst, dass Gott den Menschen freigeschaffen hat. Er muss sich entscheiden. Nicht wie er sich entscheidet, ist vorherbestimmt, sondern dass er es tut. Verworfen sind diejenigen, die sich dieser Bestimmung entziehen.

(Worauf will der denn hinaus? Gründe für eine Entscheidung?)

Und für die gibt es keine Gnade und keine Vergebung der Sünden?

Gottes Sohn ist für die Sünden der Welt gestorben, aber das ist ja keine Rechtfertigung für falsches Handeln.

(Mal sehen, wie weit der sich einlässt.)

Also müssen wir aus uns selbst versuchen, den Willen Gottes zu erkennen. Und wenn wir uns irren?

Wir müssen es versuchen und auch den Irrtum in Kauf nehmen. Aber wir sind damit nicht allein. Gottes Wille erscheint oft undeutlich. Wir müssen uns selbst befragen, um seine Stimme zu hören. Aber er sagt uns nicht, was wir tun und lassen sollen.

(Der will es genau wissen.)

Aber sich zu fragen, was recht ist, das ist noch kein Handeln. Das sind Vorstellungen.

Die Vorstellungen, die wir uns machen, finden in der Welt statt. Das kann man vom Handeln nicht trennen. Auch Ihr Luther hat nicht gesagt, dass man sich nur seinen Teil denkt, und ansonsten die Welt sich selbst überlässt. In seinem Katechismus heißt es: Das nun, sage ich, woran du dein Herz hängst und worauf du dich verlässest, das ist genau genommen dein Gott. Wir leben in der Welt, und an sie hängen wir unser Herz. Also müssen wir Gott auch in der Welt suchen.

(Merkwürdig, was man sich merkt. Dachte gar nicht, dass ich es noch zusammenbringe.)

Und deshalb auf der Suche nach Gott Unrecht bekämpfen?

(Unrecht nennt er das: interessant.)

Nein, nicht auf der Suche nach Gott. An sich. Ihr großer Königsberger Philosoph hat das ja bleibend formuliert: Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.

Das hilft, wenn man ehrlich ist, eigentlich nie weiter.

Die Anwendung, Herr Oberst, nimmt Ihnen keiner ab.

(Ich müsste mich sehr täuschen, wenn der nicht den Sprung wagt.)

Dicker Nebel lag über dem Vorplatz vor der Kirche, der die Kirchgänger sofort einhüllte und nach wenigen Metern verschluckte, aber nicht die Wellen einer einzelnen Detonation irgendwo draußen auf See.

Donnerstag, 10. Dezember 1942

Hans begann sich mit Heemstra auch in der Woche zu treffen. Der bewohnte mit seiner Frau ein kleines, für einen Walfängerkapitän gebautes Rotziegelhaus in einer der schmalen Nebenstraßen, die zum Hafen hinunterführen. Dominees Glop. Das waren die Gassen, die man von der großen grauen, an der Westseite dünn bewaldeten Düne oberhalb des Orts, auf der

jetzt die riesige Seefunkstation aufgebaut war, an ihren Baumkronen über den Giebeln erkannte. Bodentiefe grüne Schiebefenster in weißen Fassungen im schmalen Erdgeschoss, durch die man bis in den Garten sehen konnte. Ein kleines Emailleschild auf einer inneren Fensterbank, kobaltblaue, leicht hochbeinige Arialtypen auf gesprungenem Weiß:

Hier geen fietsen plaats, a. U. b.

Ein winterkahler, großer, an der Leeseite rauhrefbeschlagener Baum direkt neben der Tür. Die bizarren Eisdendriten strahlten in der Sonne eines klarblauen Frosthimmels. Einmal stehen bleiben und sich sowas ansehen in Ruhe: nicht drin. Blick links/rechts. Kein Mensch zu sehen. Trotzdem das Gefühl, beobachtet zu werden, als er nach dem altertümlichen Klopfer griff. Der hatte die Form eines Mohrenkopfes, durch den ein schwerer Eisenbügel geführt war. Beim Aufschlagen grinste einen der Mohr an. Der mäßig böige Wind trieb Grundgeräusche des Hafens die Straße hinauf: leises Nageln von Schiffsdieseln und das rhythmische Anschlagen von Fahnen Schnüren. Von einer der vielen windschiefen Blechverlängerungen der Dachsornsteine brachte die Böe einen Schub Kohlenbrandgeruch mit. Der Fahnenmast vor dem Haus ohne Schnur, aber erst vor kurzem frisch gestrichen. Reinweiß. Für bessere, rot-weiß-blaue Zeiten? Der Blick des Besatzers. In allem Anzeichen und Symbole der Resistenz sehen. Gefahren früh erkennen. Die Situation abschätzen können. Nichts reht sich, nichts bewehrt sich. Und trotzdem war da was. Augen, die er auf sich gerichtet wusste. Oder fühlte. Wie war er eigentlich so geworden? Sicherlich nicht durch die wenigen Hinweise seines Vorgängers Klastow. Der hatte sich auf eine formale, distanzwahrende Korrektheit Amt/Dienst/Pflicht gegenüber den Einwohnern zurückgezogen. Er sprach kein niederländisch. Fühlte sich fehl am Platz, weil er in Berlin etwas bewirken wollte, nicht hier.

Am Arsch der Ella.

Da war Klastow ganz preußischer Junker. Für diesen Raum und seine Besonderheiten empfand er nichts. Das Eigentliche passierte auch nicht hier, sondern im Osten. Die Besetzung dieses kleinen Landes war für Klastow kein moralisches, eher ein pragmatisches und angesichts dessen, was im

Ostraum vor sich ging, zu vernachlässigendes Problem. Nicht schön. Aber nicht zu ändern. Der Verschwörer Klastow interessierte sich nicht für den niederländischen Widerstand. Meldete regelmäßig ans Festland, dass es auf der Insel keine Anzeichen für irgendetwas gab. Er wusste, dass das nicht stimmte, aber darin steckte keine Sympathie. Er wollte damit nichts zu tun haben. Setzte seine störrische borussische Offiziers- und Vorgesetztenmine auf: Deren Geschichte, nicht seine, solange nichts Auffälliges passierte. Wer konnte den Leuten verübeln, dass es ihnen das Ganze nicht gefiel? Und dann liebten sie ihre Königin.

In der offenen Tür: stand schon einen Moment der graugelockte Dominee. Hans hatte durch ihn hindurch taggeträumt. Die Wärme des geheizten Raums ein Hieb ins Gesicht. Aufwärts: Die stiegenartige Treppe zu Heemstras Arbeitszimmer im ersten Stock eine Herausforderung für Hans' Beine, da es keinen Handlauf gab. Da is man kaum über die Dreißich und schon 'n Greis. Düster, die Wände zugepflastert mit Zeichnungen und Fotos von Schiffen. Walfänger, aber auch viele Segelboote.

Segeln Sie auch? Fragte der Heemstra die Treppe hinunter.

Nein. Das gehört nicht zum humanistischen Kanon. Segeln gingen bei uns die Söhne der Reeder und mancher Kaufleute. Wenn ich in Travemünde oder in Timmendorf war, lag ich im Sand und habe gelesen.

Schade. Segeln hat etwas mit Gleichgewicht zu tun, und mit Perspektive: immer drei Peilmaßstäbe. Der Wind, die Drift der See, der Horizont. Das schult den Blick für das Zusammenwirken von Kräften. Dass Sie als Lübecker nicht segeln, zeigt aber auch einen allgemeinen Unterschied zwischen Bildungsmenschen bei Ihnen uns bei uns. Humanistisch Gebildete in Deutschland sind reine Buchmenschen, deren Leben zwischen Seiten stattfindet. Hier bei uns, aber auch in England ist das anders. Rudern, Segeln, Fahrradfahren, heute Motorräder und Autos, das gehört dazu. Bei der deutschen Bildungsschicht habe ich immer den Eindruck, sie akzeptiert keine Technik, die nicht schon bei Thukydides erwähnt wird.

Mein Vater würde Ihnen da sofort zustimmen. Das letzte technische Großsystem, das er akzeptiert hat, war die Eisenbahn, die dampfgetriebene. Und

zwar, weil es an griechischen Tempeln bereits einen Mechanismus zum Öffnen der Tore mittels Dampfdrucks gab. Das war aber auch die einzige Verwendung, welche die Alten für diese Technik hatten.

In Heemstras schlauchartigem, mit Regalen vollgestopftem Studierzimmer mit Blick auf die Baumkrone vor der Tür setzten sie sich nebeneinander an seinen Schreibtisch vor dem Fenster. Ein gravitästisches Möbel mit unendlich vielen Schubladen. Wohl aus irgn'dnem Kontor.

War ihr Vater mal in Griechenland?

Nein. Das Klima wäre ihm nicht bekommen. Und die griechische Gegenwart ebenso wenig wie die italienische im Vergleich zu der des Kaisers Augustus. Er hatte eine Woche Kopfschmerzen, als er mitbekam, dass Mussolini ständig den Begriff *Mare nostrum* für das Mittelmeer verwendet. Der Duce überhaupt: ehemaliger Sozialist, Autorennfahrer und Sporttreibender mit nackter Brust. Das reicht für meinen Vater für ein kategorisches Urteil. Außerdem ist das Land katholisch.

Und deshalb haben Sie angefangen, sich mit den kleinen, protestantischen Niederlanden zu beschäftigen: günstigeres atlantisches Klima, eine eigentlich deutsche Monarchie statt eines wilden, augenrollenden Duce, und es sieht auch fast so aus wie bei Ihnen zuhause in Lübeck. Und Ihrem Vater konnten Sie sagen, dass die Römer ja immerhin bis an die Maas gekommen sind.

Heemstra: offenbar 'n ganz guter Psychologe. Hans hatte die atlantische Geschichte der Niederlande, diese Abenteuererzählung aus Freiheitskampf, Seefahrernation und weiter kolonialer Ferne, immer gut gefallen, und dieser jugendbuchartigen Begeisterung hielt an. Twain und Cooper als Nationalgeschichte. Relevanz nicht nur aus der Vergangenheit und nicht so eigenartig wagnerianisch entgleist wie die eigene. Alles Quark, er wusste's ja: Lübeck hatte mit der Reichshauptstadt und der Hauptstadt der Bewegung, München, mehr zu tun als mit Amsterdam. Sonst säße er nicht in grüner Wehrmachtsuniform in Heemstras Gelehrtenkammer.

Dann griff er in seine Aktentasche und holte einige Briefe seines Vaters heraus, die er Heemstra geben wollte.

Hatte lange überlegt, das zu tun. Ob's der richtige Schritt war, um mit dem Pastor über ganz andere Dinge reden zu können, das wusste der liebe Himmel. Für beide 'ne schwierige, nicht berechenbare Sittuwatsjohn. Nur ohne 'nen ersten Schritt ging's nicht. Die Briefe: enthielten keine direkte Kritik an Hitlers Herrschaft oder Kriech. Das Subversive in der minutiösen Beschreibung von Ausschnitten des Lübecker Alltags, der Anpassung an die Lebensbedingungen des tottählen Kriechs.

Lübeck, den

Mein lieber Hans!

In der Tiefe des Hauses hörte man leise zwei streitende Frauenstimmen. Eine lautere jüngere und eine leisere ältere. Heemstra sagte nichts dazu. Der Pastor rauchte 'ne stromlinienförmich-langstielige, kurzkopfige Pfeife, die ihn ständich beschäftigte, auch wanner redete:

Ich vermisse den englischen Tabak. Dieser Knaster hier ist ungefähr so gut wie Dünengras mit etwas Bleistiftgraphit. Sie dürften gern einmal probieren, was die deutsche Kriegswirtschaft noch bei uns ankommen lässt. Oder rauchen Sie nicht?

Doch, aber nur Zigaretten. Zuhause runde Juno: *Aus gutem Grund ist Juno rund*. Auch blaue Nil. Mein Vater will mich seit jeher zu Zigarren überreden.

Da mag er recht haben.

Der Führer raucht ja bekanntlich nicht. Sähe menschlicher aus, so mit Zigarre, oder was meinen Sie?

Dragt al de aap en gouden ring, het is en blijft een lelijk ding.

Heemstra nickte lange:

Sie reden sehr offen.

Ich werde die Briefe Ihres Vaters in diesem Sinn lesen.

Bitte tun Sie das. Es sind die Briefe eines Zigarrenrauchers, dessen Welt aus den Fugen geraten ist. Loeser & Wolff, Berlin-Elbing, ist seine Marke.

1943:
West, 6, Böen 7

Sonntag, 28. Februar 1943

Heemstra ließ ihn lange warten.

Hans hatte sich die Sache mit den Briefen seines Vaters lange überlegt, aber Heemstra war ja schließlich Geistlicher. Was er damit eigentlich genau erreichen wollte, war ihm selbst nicht klar. Um Vertrauen ging es dabei. Wenn er eine Seite von sich offenbarte, die ihn angreifbar machte, würde Heemstra vielleicht spüren, dass er mit ihm über ganz andere Dinge sprechen wollte. Vielleicht eine gewagte Spehkuhlatsjohn. 'n deutscher Besatzungsoffizier, der den Pastor eines besetzten Landes ins Vertrauen zieht, damit er ihm hilft, besser seinen Eid auf'n Führer brechen zu können. Darum ging's doch. Er 'n Feind mit unglücklichem Bewusstsein, den man nicht richtig hassen konnte. Verräter außerdem. Warum sollte man ihm trauen? Weil er 'n paar indiskrete Briefe seines alten Vaters preisgab, in denen der den Alltag inner schon ziemlich zerbombten norddeutschen Stadt beschrieb, der nun das widerfuhr, was Rotterdam schon '40 erlebt hatte? Von Regimekritik weit entfernt. Genau genommen nur 'n mikroskopischer Blick auf das Verschwinden von manchem und das Weitergehen des meisten. Die Gestapo könnte's anders lesen. Aber die las doch keine Feldpost.

Tote Enten und Schwäne auf dem Mühlenteich. Druckwellenopfer.

Ein sonderbares Kinderspiel in einem der noch stehen gebliebenen Gänge der Altstadt. Ein Ansager schreit: Deutschland erklärt Frankreich den Krieg. Nichts passiert. Deutschland erklärt England den Krieg. Nichts. Deutschland erklärt Russland den Krieg. Alle fallen prügelnd übereinander her. Der Witz an der Sache ist es, nicht zu früh loszuschlagen. Wer sich rührt, bevor Russland gerufen wird, ist raus. In dem Gerangel gibt es keinen Gewinner.

Begegnung mit dem Vater eines sehr begabten früheren Schülers von der Schiffergesellschaft: Gastwirt, Sozialdemokrat. Die Begrüßung erwidert er nur mit einem langen, leeren Blick. Ein paar Tage später stellt sich heraus, dass der Sohn schon lange irgendwo in Jugoslawien in einem unaussprechlichen Ort gefallen ist. Der beste Lateiner seit Jahren. Direkt in einem der alten Lehrerjahreskalender mit den Noten nachgesehen. Lauter Einsen. Auch bei schwierigen Verben.

Sonderbare Brandspuren auf Backsteinruinenmauern. Die Phosphorglut hat die Oberfläche so verändert, dass sie wie nachglasiert wirkt.

Blicke in Bombenruinen. Tapetenreste, Möbel auf inselartigen Vorsprüngen im Nichts. Ein Bücherschrank, eingeschneit.

Ein feuerrotes Plakat auf einer Mauer mit dem Photo einer durchschnittlichen Hausfrau im Kopftuch: ICH HABE GEHAMSTERT UND KOMME DAFÜR INS KONZENTRATIONSLAGER. An der einzigen stehen gebliebenen Wand eines ausgebrannten Hauses mit gähnenden Fensterhöhlen das Plakat: PST! FEIND HÖRT MIT! An einem der Bretterzäune, mit denen sie die ausgebombten Straßenzüge absperren, das Verdunkelungsplakat: DER FEIND SIEHT DEIN LICHT!

Die klassenlose und distanzlose Gesellschaft im Bunker. Geruch nach Schweiß und Zwiebeln. Sonst Hundertprozentige, die aus Langeweile und Angst Äpfel essen. Oder beten. Einblicke in fremde Familienwelten. Ehepartner und ihre eingespielten Eigenheiten. Kindererziehung vor Publikum. Kinderfragen: Glaubst der Führer eigentlich an Gott? Nicht nur bei den hier fälligen Antworten die Meisterschaft der Erwachsenen im Aus-dem-Fenster-Reden, wenn andere zuhören. Meist etwas gequält. Ja. Natürlich, meine Junge. Was glaubst du denn? Schwangere, die nicht mehr warten können, auf die Toilette zu kommen. Keifende Frauenschaftlerinnen deswegen: Zähne zusammenbeißen! Was soll der Kindsvater an der Front denken?

Ewig Schlangen vor den Kinos. Vor '33 hatten sie gegen die Asphaltkultur des Systems und das Kino als Symptom gewettert. Heute ist das Kino eine

staatlich geförderte Ablenkung. Davon geht die Welt nicht unter. Viel Bein und Décolleté auf der Werbung.

Nach einer Bombennacht: Auf einer im Vergleich zu früheren Angriffen nicht einmal besonders schwer getroffenen Straße auf der Wakenitz-Seite sitzt eine alte Frau auf einem angekohlten hochbeinigen Esszimmerstuhl vor ihrem abgebrannten Haus. Auf dem Schoß hat sie einen altertümlich hohen Vogelkäfig. Der Kanarienvogel liegt tot am Boden. Einzelne, aus dem Haus gerettete Möbelstücke stehen merkwürdig zusammenhangslos hinter ihr in den Löschwasserpfützen. Ein halb verbrannter Flurschrank mit geschwärztem Spiegel und diagonal gesprungenem Spiegelaufsatz. Daneben ein kleines Sideboard für Geschirr, an dessen Hinterfront eine feine Rauchsäule aufsteigt, bis ein leichter Windstoß den Schwelbrand des wohnungstrockenen Holzes so entfacht, dass der Schrank regelrecht verpufft und in sich zusammensackt. Zerbrochenes Geschirr freigebend. Eine angesengte Ständerlampe, deren gefalteter Stoffschirm eingerissen ist. Strohsterne daran befestigt: es ist Advent. Ein arbeitsloser Melder mit einem merkwürdigen Schutzhelm, wie übriggeblieben aus dem Ersten Krieg, spricht die Alte mit dem Vogelkäfig an. Sie reagiert nicht. Bei einer vorsichtigen Berührung an der Schulter kippt sie von ihrem Stuhl. Der Käfig scheppert auf dem Pflaster. Dabei springt die Tür auf.

Auf dem Gleisvorfeld des Hauptbahnhofs hat einer der modernen Doppelstockzüge, die zwischen Lübeck und Hamburg pendeln, einen Volltreffer erwischt. Von der kleinen Stromlinienlok ist nicht mehr viel übrig, die Wagons ausgebrannt. An manchen Stellen hat die Hitze unter dem tannengrünen Reichsbahnanstrich den gelb-grauen Lack der alten Hamburg-Büchener-Eisenbahn freigelegt. Nur ein paar Jahre ist das her, dass die Hamburg-Büchener Eisenbahn verreichlicht wurde. Jetzt ist der Lack ab.

Er schrieb auch, dass er Fotos von einem Schüler bekommen habe. Die wolle er Hans mal zeigen. Gelegentlich.

Kriegskrüppel auf der Seepromenade in Travemünde. Blinde, die von Rotkreuzschwestern geführt werden, weil sie es noch nicht lange genug sind. Ein Trupp Hitlerjungen, die von den Einzelheiten der Entstellung dieser

Gesichter nicht wegsehen können und sich doch fünf Minuten später wieder gegenseitig erzählen, was sie für Taten an der Ostfront verbringen werden. Schade natürlich, wenn der Krieg bis dahin schon vorbei wäre.

Vier große Flugzeuge im Parallelflug niedrig über der Ostsee. Wahrscheinlich Tests von neuen Heinkel-Maschinen in Rostock. Die anderen testeten nicht, die flogen.

An der Vorderseite in Travemünde Tarnnetze vor den Fassaden, die einen hilflosen Eindruck machen. Die Grundfarbe der Bäderarchitektur bleibt Weiß. Auch unter Netzen. Sonderbar gefiltertes Licht darunter.

Auf einer der weißen Promenaden-Bänke eine vielleicht fünfundzwanzigjährige in RAD-Uniform. Adrettes Mädchen, die Buddenbrooks in der Hand. Fischer-Volksausgabe. Was liest sie gerade? Von Hannos Travemünde oder dem letzten Besuch seines Vaters dort, kurz bevor er stirbt? Es führt kein Weg von den Buddenbrooks in diese Gegenwart. Oder doch? Nach den Hagenströms kam der erste Krieg. Danach kamen die biederen Setzen. Die nationale Revolution. Und der Krieg. Auf einmal fängt sie zu weinen an. Legt das Buch auf die Bank und kann gar nicht mehr aufhören. Als alter Mann kann man ja immer ein Taschentuch anbieten. Das Lesezeichen im Buch: Gefallenenanzeige ihres Verlobten. Vor vier Wochen.

Eine Woche danach nahm Heemstra Hans nach dem Gottesdienst beiseite. Er habe alle Briefe mehrmals gelesen. In einem sei ja von den Buddenbrooks die Rede. Die kenne er auch. Den Autor höre er immer in der BBC. Ob er mal dazukommen wolle. Schließlich sei er ja auch Lübecker.

Hans sagte sofort zu.

Sonntag, 7. März 1943

Das Philips-Radio der Heemstras stand in dem Wohnzimmer, durch das man von dem Haus im Dominees Glop bis in den Garten sehen konnte. In diesem Land ohne Gardinen saß eine Pastorenfamilie regelmäßig dort und hörte verbotenerweise einen Feindsender. Nichts zu verstecken in einem calvinistischen Land. Durch das fast ebenerdige Wohnzimmerfenster konn-

te man nicht erkennen, welche Position die Sendeanzeige hatte. Die verstellte man klugerweise nach dem letzten Hören. Zum ersten Mal begrüßte Heemstra Hans nicht mit seinem militärischen Rang, sondern mit seinem bürgerlichen Namen. Heemstras Frau lag mit Erkältung im Bett. Ab und zu hörte man ihr Husten durch das enge Haus. Der Raum nicht sehr hell. Drei alte Stühle mit hohen Lehnen standen vor der Truhe mit dem Radio. Auf einem saß eine auffällige junge Frau, die Hans auf eine Weise ansah, in der sich Ablehnung und Neugier ungefähr die Waage hielten. Heemstra zögerte einen Moment, sie vorzustellen:

Meine Tochter Willemijn. Sie ist seit kurzem Lehrerin an unserer staatlichen Schule hier in West.

Und zu ihr gewandt: Von Herrn Benthien habe ich dir ja erzählt.

Hans neigte sich förmlich nach vorn, was ohne Erwiderung blieb. Er erinnerte sich, Willemijn auf der Straße gesehen zu haben. Ihr Typ passte nicht hierher, deshalb war sie ihm aufgefallen. Eher in die amerikanischen Südstaaten. Sie erinnerte ihn an Illustrationen in Kinderlektüren. Angriff auf Fort Laramy. Gelockt wie ihr Vater, aber brünett. Seine strengen Züge, aber übersetzt in ein ovaleres Gesicht. Stechend blaue Augen mit einer natürlichen Neigung zu spöttischer Distanzierung. Ein langer Hals, von dem etwas zu sehen war, obwohl sie einen Seemannsrollkragenpullover trug. Der war über die dünnen Unterarme bis über die Ellbogen geschoben. Auch im Sitzen fiel auf, dass sie klein war. Ihre Hautfarbe hatte nichts von dem gesunden und derben Rosa der umgebenden Friesinnen, die immer so strotzten wie ideale Verkörperungen auf rasekundlichen Schautafeln. So stramm und drall wie die hätte der weibliche Teil der arischen Zukunft gebaut sein sollen, und Willemijn war das Gegenteil davon. Ihre Haut von einem leuchtenden Elfenbein, das bei nichtfarbigen Bewohnern subtropischer Gebiete häufiger auftrat. Vielleicht war ihre Mutter ja Kolonialniederländerin:

Meine Mutter Carol ist Amerikanerin.

Geborene Groenewold, aufgewachsen in Charleston, South Carolina und mit ihrem rechtgläubigen Predigervater aus Friesland dann hierher zurückgekehrt.

War es das, was Sie wissen wollten?

Sie müssen keine Angst haben, ich bin nicht jüdisch versippt.

Ihre Stimme kam Hans bekannt vor. Sie war gewohnt, sich in einem Klassenzimmer zu behaupten, außerdem deutlich akzentuiert wie bei einem Radiosprecher aus Hilversum. Kein hart anschlagendes friesisches Gebrumm, das nach knarrendem Windmühlenflügel klang.

Hatte ihm die Frage, auf die sie geantwortet hatte, dermaßen im Gesicht gestanden? So leicht zu lesen? Dabei bemühte er sich doch, wo immer möglich, um eine Haltung völliger Unbeteiligtheit, die ihm half, seine ungeliebte Aufgabe zu erfüllen.

Aber Willemijn hatte bemerkt, dass er nicht unbeteiligt war. Alles andere als.

Dann fing die Sendung an. Deutsche Hörer!

Hans vernahm die sonore Stimme. Ihr Urheber ungefähr so alt wie sein Vater. Der Ton erinnerte nicht an Lübeck, trotzdem lag irgendetwas in dem beruhigenden Klang der Stimme, das mit Lübecks vergangener Besonderheit zu tun hatte. Das rührte ihn einen Moment lang so, dass er die Hand mit der Zigarette hochromantisch an die Stirn halten musste. Ein Kaufmannssohn und Nobelpreisträger für Literatur.

Leichte Interferenzen im Äther.

Noch nie in seinem Leben hatten zwei zugleich ihn so genau im Blick gehabt.

Seine Eltern vielleicht.

So wohltuend die Perioden und die langen Pausen. Ein Großer Vorleser-Erzähler. Unabhängig von dem, was er sagte. Damit war's nehmlich nicht weit her. 'n gottvoll allgemeiner Appell an seine deutschen Landsleute, von ihrem verderblichen Tun abzulassen. Im Namen aller anrufbaren Größen von A wie Abendland über G wie Gerechtigkeit bis Z wie Zukunft. Dabei klang er nun wie eine seine Romanfiguren, der fortschrittsfromme Dr. Lodovico Settembrini: *Ingeniere! Un poco di ragione!* Der Mann hatte ja nicht die geringste Ahnung. Was wusste der denn von den Verwicklungen,

Kompliziertheiten und Zwängen hier und jetzt? Gerade die Unbestreitbarkeit seiner Sätze hatte was ungeheuer Weltfremdes. Doch alles überhaupt nicht das Problem und löste keine einzige konkrete Frage. Warum und überhaupt und mit dem Volk von Hans Castorp? Der so vieles hörens-wert gefunden hatte. Was das heute bedeutete und welche Schlüsse daraus zu ziehen waren. Vor allem eines schien sich dieser ins Allgemeinmenschliche gewachsene Lübecker Senator für das Ressort Weltweisheit nicht im Ansatz vorstellen zu können: die Popularität von Hitler bei seinen Deutschen, die er so warm und vehemente moralisch zur Vernunft bringen wollte wie Settembrini den Ingenieur auf Abwegen.

Hitler: ja nicht über die gekommen wie'n Gewitter. Sie hatten ihn gewollt. Inbrünstlich. Sie hatten das, was jetzt passierte, erst möglich gemacht, auch wenn es in seinen Konsequenzen für sie selbst schrecklich war. Und sie wollten ihn ja immer noch. Nach wie vor ihre Droge. Alles Schlimme und Schwere nur Ausführungsfehler der unteren Instanzen. Wenn Das Der Führer wüsste! Und schließlich der Anschluss Österreichs! Und der Sieg über Frankreich! Das musste man ihm lassen. Alle Wetter. Niemals wäre dieser Schriftsteller, dem vor seinem Bruder Heinrich graute, in der Systemzeit Reichspräsident geworden. Erst ein biederer Milieu-Sotze, dann der Feldmarschall des Ersten Kriegs, der wirklich noch was gewonnen hat. Dass Hitler im Vergleich zu denen von vielen als Die Neue Zeit in braun verstanden worden war, begriff dieser wunderbare Radioprediger nicht. Daran hinderte ihn seine Lübecker Herkunft. Die harten Seiten des Lebens kannte der bestenfalls aus Romanen von Dickens und Zola. Gefühle, Wünsche, Hoffnungen der Leute in den kleinen Twieten der Lübecker Altstadt. Ängste verarmter Mittelschicht nach dem Krieg und den Inflationen. Geschichten, in denen es darum ging, das sich jemand für die gesamten Ersparnisse, die das Studium der Kinder und das Alter hatten finanzieren sollen, gerade noch eine Fahrkarte von Lübeck HBF nach Travemünde kaufen konnte.

Das bringt alles auch nicht viel. Leider. Sagte Hans in die Stille nach der Sendung.

Willemijn sah ihn mit aufkochender Wut an. Nicht bloß wie einen ungezogenen Schüler:

Das steht Ihnen nicht zu in der Uniform, die Sie tragen. Ihre Feststellung ebenso wenig wie das Bedauern darüber. Warum glauben Sie eigentlich, dass es auf Ihre Anschauung ankommt? Was würde denn, Ihrer Meinung nach, etwas bringen? Was denken Sie eigentlich überhaupt so?

Sie schob sich energisch die Pulloverärmel nach unten.

Heemstra sagte nichts. Er sah nachdenklich seinem Pfeifenrauch nach. Hans zündete sich eine Zigarette an. Willemijn schüttelte unwillig den Kopf, als er ihr die stromlinienförmige silberne Box hinhielt. Die hatte er mal in Hamburg gekauft. In einem Laden am Alsterdamm. In einem anderen Leben. Er wandte sich Willemijn zu:

Ihre Frage ist schwer direkt zu beantworten.

Vielleicht denke ich daran: Im Sommer '34 war ich in Lübeck zu Besuch. Bei einem Spaziergang an einem Sonnabendvormittag kamen mein Vater und ich an dem Geschäft vorbei, in dem wir immer unsere Hüte und Schülmützen für das Gymnasium gekauft hatten. Bei uns trugen die Schüler einer Stufe der höheren Schule immer bestimmte Mützen. Hut Bernstein. Die Tochter heiratete. Vor dem inzwischen längst ausgebombten Haus mit dem Laden stand die Hochzeitskutsche. Drei SA-Männer hatten feixend auf der anderen Straßenseite darauf gewartet, dass Bernstein als letzter aus dem Haus kommt, um einzusteigen und zur Trauung zu fahren. Als er den Fuß auf dem Trittbrett der weißen Kutsche hatte, sprangen die Drei über die Straße, packten ihn am Frackkragen und begannen ihn gemütlich lachend und dabei platt schimpfend anständig durchzuprügeln. Seine Familie in der Kutsche, der Mann auf dem Bock im Zylinder und wir, so wie alle anderen, sahen erstarrt zu. Bevor sie Bernstein so in den Rücken traten, dass er wie ein nasser Sack in den Rinnstein fiel, riss ihm einer das EK I aus dem ersten Krieg von der Frackbrust und warf es klirrend auf den Bürgersteig. Der Saujude dürfe nicht dieselbe Auszeichnung wie der Führer tragen. Unter den Zuschauern auch ein Schupo, der vortrat, als die Drei dann auf den am Boden Liegenden eintreten wollten. Sein halbentschieden dienstliches Wegtreten! bewirkte immerhin, dass die meisten Passanten sich verliefen und die drei SA-Schläger nur noch auf Platt fluchten und nicht mehr zutraten. Sozi-

Sack war noch das freundlichste Kompliment, das sie dem Polizisten machten. Ich half Bernstein, sich auf den Bordstein zu setzen. Der sagte kein einziges Wort. Mein Vater sammelte das EK I auf, zog sein weißes Einstecktaschentuch aus der Jackett-Tasche, wischte kurz über das Metall und faltete es dann in den Stoff ein, den er Bernstein auch wortlos hinhielt. Der hätte das Taschentuch für anderes gebraucht, aber jetzt konnte er es dafür nicht mehr benutzen. Und dann saß der EK I-Träger des Weltkriegs, der Verdun überlebt hatte, mit blauem Auge und zerrissenem Frack stumm am Straßenrand.

Heemstras Pfeifenrauch füllte das Wohnzimmer wie Nebel. Der leicht blaue, ungewichtige Qualm von Hans Zigaretten verlor sich schnell. Wille-mijns Stimme drang durch die Schwaden. Alle Wut war daraus verschwunden. Aber sie sprach nicht direkt zu Hans, sondern in den Rauch:

Als die Juden Amsterdams abgeholt wurden, war ich bei einer Freundin dort. Juli '42. Sie wohnte in der Nähe des Concertgebouw. Unten auf der Straße wartete die lange Reihe von ordentlich gekleideten Leuten mit Koffer. Wie auf dem Bahnsteig. In großer Ruhe. Und hinter dem Fenster standen wir und sahen von oben zu. Niemand sprach. Nicht währenddessen, nicht hinterher. Die Eltern meiner Freundin versteckten in ihrem großen Stadthaus eine vierköpfige Familie, die ein paar Häuser weiter wohnte. Ein Börsenkollege. Nach ein paar Monaten wurden sie von den Nachbarn angezeigt. Auch ein Börsenkollege.

Heemstra zündete umständlich seine ausgegangene Pfeife wieder an:

Wisst ihr, über die Allgemeinheiten des Romanschriftstellers kann man reden. Genauso wie über die Bergpredigt. Human und christlich ist aber nicht das Reden darüber, sondern das Handeln. Und das hat uns der moderne Staat mit seinem Gewaltmonopol gründlich abgewöhnt. Wir haben keine Erfahrung damit, selbst in existenziellen Lagen zu entscheiden, weil immer schon für uns entschieden wird. Mord und Totschlag gibt es anderswo. Wenn doch, sind wir sprachlos. Aber nimmt man uns unsere Anzüge, die Hemmungen unserer Gepflogenheiten und gibt uns auch noch

eine Weltanschauung als Rechtfertigung an die Hand, dann sind wir wilder als irgendein javanischer Menschenfresserstamm.

Wer ist wir? Fragte Willemijn schneidend.

Unterscheidet deine Vermittlungstheologie noch zwischen Täter und Opfer?

Willemijn, der Grad der Mitschuld mag für die Bestimmung einer Strafe ausschlaggebend sein. Das ändert aber nichts am Problem der Schuld an sich.

Du bist keinen Deut konkreter als dieser deutsche Schriftsteller. Dir reicht es, wenn du das Problem theologisch erfasst hast. Oder wenn dir eine historische Erklärung einfällt. Aber die Geschichte ist keine Maschine, deren Produkt je nach Geschmack Erlösung oder Fortschritt ist. Im 20. Jahrhundert produziert sie vor allem massenhaften Tod, fließbandförmig organisiert. Und dagegen kann und muss sich der Einzelne einzeln wehren, ob das nun vor Gott oder den Menschen seine Pflicht ist.

Und das findest du konkret? Ich habe doch selbst gesagt, dass es auf das Handeln ankommt. Aber dafür braucht man einen Rahmen, und der kann auch theologisch sein. Für die nicht nazitreuen evangelischen Kirchen in Deutschland war es wichtig, dass sie sich '34 in einer Bekenntnissynode ihrer Glaubensgrundlagen vergewissert haben, um richtig zu handeln.

Aber der Papst erließ eine Enzyklika, die in allen katholischen Kirchen Deutschlands verlesen wurde und die nationalsozialistische Weltanschauung verurteilte.

Heemstra biss auf seine Pfeife:

Willemijn, der Papst...

Aber dann beließ er es dabei, seine Pfeife auszuklopfen.

Meine Tochter, Herr Benthien, gehört im Unterschied zu Ihnen nicht zu meinen regelmäßigen Gottesdienstbesuchern. Sie ist Sozialistin, steht der Sozialdemokratischen Partei nahe, und sie hält organisierte Religion für kapitalismuserhaltende Bigotterie. Aber als Tochter eines reformierten Geistlichen weiß sie natürlich, dass mich Verweise auf den Bischof von

Rom nicht besonders erfreuen. Weswegen sie sich ihrer ja auch bedient, was ja in mehr als einer Hinsicht sogar gut calvinistisch ist: Deine Rede sei Ja-Ja, Nein-Nein. Aber: Der Vatikan hat sich zuerst mit Mussolini geeinigt, und hat das dann auch mit Hitler versucht, um die Interessen der katholischen Kirche zu sichern. Bon. Und als sich bei Hitler anders als bei Mussolini herausstellte, dass er sich nicht um Staatskirchenverträge kümmert, hat sich der Papst öffentlich über das Sprachrohr seiner Kirche darüber beklagt. Das war mutig, aber die antikommunistische Funktion bei der Diktatoren blieb willkommen.

So weit zu deinen allgemeinchristlichen Grundsätzen. Was eine protestantische Synode beschließt, ist wegen ihrer reformatorischen Natur näher am Heil als das, was ein Papst sagt. Die Betonung des Unterschieds nützt vor allem einem: Hitler. Bestes niederländisches Kästchendenken.

Hans konnte von Willemijn nicht wegsehen. Ihre Grundsätzlichkeit nicht nur die einer Lehrerin. Da strahlte was ab, das ihre ganze Person betraf. Ihr fehlte, anders als ihrem Vater, das Vermittelnde, Mäßigende. In ihrer Rede und in ihren Gesten versteckte sie sich nicht. Sie war, was sie sagte. Mit verschränkten Armen und weit aufgerissenen Augen, blauschmerzhaft. Sie nahm Dinge ernst, und wollte ernst genommen werden. In der Kritik behandelte sie alle gleich.

Die Zeit anhalten. Den Großen Gang der Geschichte außer Kraft setzen. Die Uniform ausziehen. Sie in den Arm nehmen und den Rest des Lebens mit ihr verbringen.

Heemstra stand auf. Er müsse mal nach seiner Frau sehen. Seine Schritte waren auf der stiegenartigen Treppe in den ersten Stock zu hören. Hans war auch aufgestanden und wartete etwas unschlüssig, ob er gehen sollte, ohne sich von seinem Gastgeber zu verabschieden. Plötzlich stand Willemijn neben ihm, einen Kopf kleiner als er. In ihrem Gesicht arbeitete es:

Warum haben Sie ähnliche Gedanken?

Wie können Sie diese Uniform tragen und so denken? Halten Sie sich für besser als alle anderen? Ich kann Sie nicht verstehen.

Ich verstehe mich selbst nicht. Da haben wir etwas gemeinsam.

Es war, als ob sie beide eine Bewegung ausführten. Sie offensiv, er defensiv. Mit der rechten Hand ohrfeigte Willemijn Hans. Nicht sehr fest.

Nun hatten sie noch etwas gemeinsam. Eine Berührung.

Als Heemstra die Treppe herunterkam, sah Willemijn ihn erschrocken an. Ertapptes Kind. Trat einen Schritt zurück. Aber sagte nichts.

Ging schnell an ihrem Vater vorbei, der im Türrahmen stand, Rauch verbreitend.

Willemijn ist etwas... impulsiv. Vielleicht haben Sie das schon bemerkt.

Mittwoch, 7. April 1943

Mit seinem Fernglas: hatte Hans, am Ende der Vorderreihe stehend, im Seegatt zu Vlieland zwei Schiffe ausgemacht, die sich auf die Hafeneinfahrt von West zubewegten. Erst spät erkannte er, dass das eine das andere schleppte. Das vordere Schiff gab Lichtzeichen, offenbar an die kleine Fregatte, die am Kai lag, denn von dort wurde zurück signalisiert. Auf dem Hafendeich rannte Hans zur Anlegestelle. Dort kamen ihm drei Leute von der Besatzung entgegen. Zwei Minensuchboote draußen von englischen Jägern angegriffen worden. Eines schwer mitgenommen und manövrierunfähig. West lag näher als Den Helder. Deshalb kamen sie hierher. Das Kommando dort wusste schon Bescheid. Fünf Schwerverwundete, sie mussten in die Funkerlazarettstation. Hans beschrieb ihnen den Weg. Das Nageln des Schiffsdiesels vom schleppenden Boot schon zu hören. Beide Schiffe sahen fürchterlich aus. Schwimmende Schrottplätze. Beim zweiten war mehr als die Hälfte der Aufbauten weggesprengt. In der kaiseitigen Bordwand klafften Löcher. Teile der Reling waren wohl bei der Explosion von Geschossen an Deck nach oben gerissen worden und griffen wie kahle Äste in die Luft. Die Brücke hatte einen Volltreffer abbekommen. Es gab Schwierigkeiten, das fast völlig zerstörte Schiff ans Kai zu bugsieren. Mit Stangen zog und schob die Fregattenmannschaft nach. Es dauerte noch einen Moment, bis das andere Boot seinen Platz davor gefunden hatte.

In dem Moment, als die Brücke herübergeschoben wurde, hörte Hans die Schreie der Verwundeten. Sie lagen auf Bahren an Deck, wurden sofort an Land gebracht und dort abgesetzt. Fünf fast vollständig verbrannte Körper. Schwarzrotes Fleisch, Reste von Stoff darin. Munitionsexplosion, sagte irgendjemand. Ein unerträglicher Geruch ging von ihnen aus. Einer der Bahrenträger übergab sich ins Hafenbecken. Die Körper zuckten ununterbrochen. Freigelegte Muskeln. Beine und Arme zum Teil völlig verkohlt. Die Schreie langgezogen und hoch. Mit kurzen Unterbrechungen. Auf jedem Schiff im Hafen, in jedem Haus der Vorderreihe zu hören. Mit den stillstehenden Sekunden verlor das Schreien die gilfenden Obertöne. Es gab längere Pausen, in denen sie nur wimmerten und zitterten. Sofern sie noch Augen hatten, suchten sie den Kontakt zu den Umstehenden. Die meisten drehten sich weg.

Die Sanitäter der Funker kamen mit einem Opel Blitz. Kein Sankra, ein normaler LKW mit Bänken und Plane. Allerdings das Rote Kreuz auf den Seiten. Aber sie warfen nur einen Blick auf die Bahren und schüttelten den Kopf. Dann packten sie zu.

Sie wurden in West beigesetzt. Hans bat Heemstra zu kommen. Im strömenden Regen standen sie beide allein auf dem Friedhof. Die restliche Besatzung schon nach Den Helder zurückkommandiert.

Ein Psalm Davids. Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wandelte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.

Das Schreien nicht zu vergessen. Ihm war nichts eingefallen, was er hätte sagen können. Nur der Text eines merkwürdigen Adventslieds von Friedrich Spee ging ihm nicht aus dem Kopf.

O Heiland, rei die Himmel auf,
Herab, herab, vom Himmel lauf!
Reiß ab vom Himmel Tor und Tür,
Reiß ab, wo Schloss und Riegel für!

Dann rauschte nur noch der Regen durch die mageren Kronen der Kiefern über dem Friedhof.